

Tod im Sand 5. April 2012, Rub al Khali, Oman

Tod. Ohne Zweifel. Verdurstet. Seit Tagen, vielleicht sogar seit Wochen kein Wasser mehr gefunden, Sandstürmen getrotzt, weiter gelaufen, immer weiter und dann: Zusammengebrochen, Augen verdreht, den Atem ausgehaucht. Über den weißen, von der Sonne gebleichten Knochen, liegt seine Haut, sein Fell, wie ein Handtuch über ihm ausgebreitet, als sei das Kamel liebevoll damit zugedeckt worden. Den Rest von ihm fraß der Skarabäus.

Mein Blick richtet sich zum Horizont. Sanddünen soweit das Auge reicht. Wir befinden uns mitten im leeren Viertel, der größten Sandwüste der Welt.

Gestern platzte der Reifen unseres rechten Hinterrads in der brennenden Hitze. Er explodierte. Wumm. Zerfetzt. Einfach so. Wir kramten den Wagenheber heraus, pumpten den Wagen hoch und zogen den Ersatzreifen auf. Die Hitze flirrte und zitterte über dem Boden. Die endlose Stille um uns herum schluckte fast alle Geräusche. Die Luft stand und sah uns bei der Arbeit zu. Schweiß rann von der Stirn und tropfte in den Sand. Auf dem heißen Metall der Kühlerhaube hätten wir Spiegeleier braten können. Jede Kraftanstrengung wurde zur Qual. Erst die Abendstunden brachten erträgliche Temperaturen. Ich hatte keinen Appetit. Nur mein Verlangen nach Wasser war kaum zu stillen. Ich zwang mich jedoch zur Disziplin. Die Wasservorräte waren begrenzt. Schließlich brauche ich auch einen erheblichen Anteil des flüssigen Nass zum Malen, zum Anrühren der Farben und nun wo wir keinen Ersatzreifen mehr hatten, musste ich sehr viel vorsichtiger durch dieses Sandmeer fahren.

Das tote Kamel ist nicht allein. Ich habe nicht mitgezählt, aber seit gestern kamen wir bestimmt an acht bis neun Knochenhaufen vorbei. Geboren in der Wüste, gelebt in der Wüste, gestorben in der Wüste. Ein lebenslanger Kampf immer am Rande der Niederlage, bis er schließlich verloren geht und der ewig gleiche Tod der Wüste das Tier umfängt und den leblosen Körper mit Sand bedeckt.

Am Nachmittag besteige ich die Spitze einer gewaltigen Sanddüne. Von weit unten leuchten weiße Knochen herauf. Ich breite die Leinwand aus und beginne zu malen. Das Blau des Himmels, das Gelb des Sandes und das blendende Weiß der strahlenden Sonne. Mein Blick wechselt öfter als gewohnt von dem Geschehen auf der Leinwand zur halbvollen Flasche des klaren Wassers im Sand. Ich halte inne und denke an den leeren Blick des toten Kamels, sein geöffnetes Maul, sehe seinen letzten stummen Schrei nach Wasser vor meinem inneren Auge. Wie in Zeitlupe neigt sich gleichzeitig meine Flasche Wasser und kippt langsam mit einem leisen Gluckser um. Wasser rinnt in den Sand, versickert. Ich springe auf, greife gleichzeitig nach der Flasche und dem nicht weit entfernt liegenden Verschlussdeckel, schraube ihn fester als gewöhnlich auf den Flaschenhals.

Niemals zuvor wurde mir so sehr bewusst, wie in diesem Moment, wie abhängig unser Leben vom Wasser ist und wie kostbar klares, trinkbares Wasser ist. Ich betrachte die schnell trocknenden Farben auf der Leinwand und halte die Flasche des von der Sonne erhitzten Wassers in der Hand. Behutsam verstaue ich die Flasche in meiner Tasche. Sonderbar, diese Abhängigkeit vom Wasser. Man sagt immer, wir Menschen seien aus Fleisch und Blut, aber eigentlich sind wir Wasserwesen. Bestehen unsere Körper nicht aus nahezu 90% Wasser? Hier in

der Wüste verdunsten wir Menschen also unaufhaltsam. Unserem Kühlsystem, das gegen die Überhitzung kämpft, fällt nichts anderes ein, als zu schwitzen. Dadurch verlieren wir noch mehr Wasser. Unser Blut wird dicker, fließt zäher durch die Adern. Ich muss es mir eingestehen, der Mensch ist kein Wüstenwesen. Dennoch geht von dieser wasserlosen Lebensfeindlichkeit eine ungeheure Anziehungskraft aus, gibt uns die Leere eine Fülle von Lebensqualität und Lebenssinn. Solange das Blut in unseren Adern fließt und nicht klumpt.

Ich hole die Flasche Wasser wieder hervor und nehme einen großen Schluck. Ist es vielleicht auch die Gefahr für das eigene Leben, die mich in die Wüste lockt? Das unberechenbare Restrisiko, dass jeder Reise in die lebensfeindliche Welt des Stempel des Abenteurers aufdrückt? Ich bin kein Mensch der die Nähe des Todes ersehnt, der auf schmalem Grat zwischen Leben und Tod balanciert, um diese Grenzerfahrung als Lebenselixier zu inhalieren. Gleichwohl bin ich überzeugt, dass die Nähe des Todes oder die Möglichkeit auf der Strecke zu bleiben, den Menschen das Leben viel intensiver spüren lässt und mir selbst wird jede Stunde, die ich in der Wüste verbringe mehr bewusst, dass mein Leben ein kostbares Geschenk ist und dieser Gedanke lässt mich tiefe Dankbarkeit und Demut empfinden.

Die Farbe ist getrocknet, der Lauf der Sonne neigt sich dem Horizont entgegen und in diesen noch verbleibenden zwei Stunden des Lichts, erwacht die Wüste zum Leben. Die Dünen leuchten in kräftigem Orange, die Schatten lassen ihre geriffelten Oberflächen hervortreten, die ganze Schönheit der Wellen, Senken und lebendigen Strukturen offenbart sich. Selbst die bleichen Knochen der Kamele wirken in diesem Licht

erhaben und schön. Ich stapfe, die bemalte Leinwand auf der Schulter, hinab, sinke mit jedem Schritt tief in den warmen Sand ein. Nach einiger Zeit erreiche ich gedankenverloren das Zelt. Vielleicht ist es diese Nähe von Tod und Leben, die untrennbare Zusammengehörigkeit der Gegensätze, welche die Harmonie dieser kargen Weiten schafft, welche die Faszination auslöst und die Sehnsucht nach der Geborgenheit in der Leere weckt.

Zwei Tage später stehe ich noch vor Sonnenaufgang auf. Die Nacht war kalt, sternenklar und erfüllt von meinen Gedanken, ob unser Wasservorrat reicht. Wir nehmen ein kurzes Frühstück ein. Pfirsiche aus der Dose, dazu ein paar Schluck Wasser. Der letzte Wasserkanister ist nun bis auf ein Drittel zusammengeschrumpft. Das ist für die lange Fahrt, die uns noch bevorsteht, nicht viel. Dann geht es los. Vorsichtig tastet sich der Wagen durch die flachen Ebenen zwischen den gewaltigen Dünen. Ab und an müssen wir mit Schwung über kleinere Sicheldünen hüpfen. Stundenlang rollen wir durch das Sandgebirge. Hier und da zeigt sich Buschwerk an einer Dünenflanke. Das Gelände wird holpriger. Ich denke nur an die Reifen und hoffe, dass sie durchhalten. Eine größere Panne können wir uns nicht mehr erlauben. Wir befinden uns in der Nähe der einstigen Weihrauchstraße, auf der Jahrhunderte lang das kostbare Harz der Weihrauchbäume aus der Dhofarebene im heutigen Oman in Richtung der bedeutenden Handelsstädte Mekka, Medina, Petra und Damaskus auf langen Karawanenzügen transportiert wurde. Entlang der alten Karawanenwege finden sich häufig Skelette von zusammengebrochenen Lasttieren. Nicht alle waren den anhaltenden Strapazen der langen Wüstenquerungen gewachsen.

Am späten Nachmittag trinken wir den letzten Schluck aus unserem Kanister. Nun müssen wir durchhalten und es darf uns nichts mehr aufhalten.

Nach langen staubigen Kilometern erkennen wir die von harten Sandwellen geprägte Buckelpiste und schwenken auf ihr ein nach Südwesten. Ein verblichenes Straßenschild weist in die Wüste, in Richtung Jemen. Wir fahren daran vorbei, die müden Augen auf die Piste gerichtet, um mögliche Hindernisse, wie größeren Steine oder Sandverwehungen rechtzeitig zu erspähen und zu umfahren. In der Ferne sehen wir eine größere Anzahl wilder Kamele. Wir biegen noch einmal von der Piste ab, um die Tiere aus der Nähe zu betrachten und halten langsam auf sie zu. Wir steigen aus, um sie zu fotografieren. Neugierig, vorsichtig kommen sie näher, aber nicht die Spur ängstlich. Im Gegenteil, die beiden größten Dromedare kommen stolz und provozierend auf uns zu, umkreisen uns, schauen angriffslustig auf uns herab. Wir müssen aufpassen, dass sie uns nicht den Rückzugsweg zum Fahrzeug abschneiden. Die Schärfe ihrer Zähne und die knochenknackende Kraft ihrer Kiefer verlangen nach Respekt. Bewundernswert, wie die Tiere ihr Dasein in der Wüste annehmen, wie sie sich anpassen an ein Leben der Enthaltbarkeit und doch stolz sich den Herausforderungen stellen. Sie sind die Bewohner der Wüste, die Wüste ist ihre Heimat. Wir sind nur Reisende, Unwissende, welche ihren Weg kreuzen. Wir ziehen uns behutsam zurück und setzen unsere Fahrt in Richtung Küste fort. Schließlich erreichen wir, noch mitten in der Wüste, einen Vorposten der Menschen, eine Baracke, umgeben von hunderten, alter Reifen und einem verrosteten, verbeulten Tankwagen. Eine Wüsten-Tankstelle. Wir halten an und betreten das kleine, flache Gebäude. Drinnen sitzen drei Männer in staubiger Uniform bei gesüßtem Tee an einem einfachen

Carsten Westphal
Friedensweg 10 a
D-22609 Hamburg
Tel: 00 49 40 82 03 68
mobil: 00 49 172 458 20 96

Tisch auf schlichten Stühlen. Es sind Armeesoldaten auf Patrouille, die Grenze zum Jemen ist nah. Sie laden uns ein zu einem Plastikbecher heißen Tee und fragen uns aus, woher wir kommen, wohin wir wollen, was wir in der Wüste gemacht haben. Während sich Achill mit den Männern unterhält, zeige ich dem Tankwart unseren zerfetzten Reifen. Er sucht in einem Haufen alter Reifen und zieht einen passenden, gebrauchten Reifen mit sehr wenig Profil heraus. Während er den löchrigen Reifen notdürftig mit Gummiresten und einem Stahlhaken flickt, denke ich bei mir, dass etwas dran ist an den Worten: Wüste konserviert, denn in der Wüste behalten die Dinge länger ihren Wert und nichts wird achtlos weggeworfen. Das Loch ist geflickt, die Luft bleibt im Reifen. Wir verhandeln über den Preis. Als wir uns einig sind, bringt er den neuen Ersatzreifen an unserem Fahrzeug an. Wir trinken noch einen Schluck warmen Tee, tanken den Wagen voll und kaufen ein paar Flaschen köstlich kühlen Trinkwassers. Beruhigt und frei von Sorgen verabschieden wir uns von den Soldaten und setzen unsere Reise fort, zurück in die Zivilisation. Am Abend erreichen wir endlich das Meer und springen jauchzend und glücklich in die anbrandenden Wellen, um uns den Staub der Wüste vom Körper zu waschen und die Gedanken an den Tod zerstäuben in der Gischt des Meeres.